

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



An den Ufern der Drina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die meisten der anwesenden Herren verurteilten die grobe Taktlosigkeit des Fürsten. Besonders Dessoffes war empört über ihn. Aber es wagte keiner ein Wort des Unwillens zu äußern. Dieser kleine, häßliche Mann übte eine beinahe noch größere Macht auf die Geister aus als die schöne Frau. Niemand wußte eigentlich so recht, wer er war. Eines Tages, kurz nach der Annexion, war er in Belgrad aufgetaucht, hatte sich mit den führenden Politikern in Verbindung gesetzt und sich als erbitterter Feind Oesterreichs erwiesen. Er sprach serbisch wie ein Eingeborener und schien ein Slawe zu sein. Ob ein Russe oder ein Südslawe, das wußte kein Mensch. Semilow, der russische Gesandte, leugnete, ihn zu kennen. War er ein Agent Iswolshs? Wer war er überhaupt? Führte er den Fürstentitel mit Recht? Oder war er ein Abenteuerer? Ueber alle diese Fragen zerbrach sich ganz Belgrad den Kopf. Aber der Schleier des Geheimnisvollen, in den sich der unheimliche Mensch hüllte, diente nur noch dazu, seinen Einfluß zu stärken. Dabei war er ein vorzüglicher Redner und ein Geist von dämonischer Kraft. So mancher unter den Diplomaten hätte gern gewußt, welche Fäden ihn mit der schönen Gretow verbanden; denn daß diese beiden sich nicht fremd waren, war nach der Szene von vorhin klar.

Ray selbst tat, als ob gar nichts geschehen wäre. Er führte die Unterhaltung in seiner herrischen, überlegenen Manier fort.

„Bosnien wird sich erheben,“ sprach er. „Die Oesterreicher stehen da auf einem Vulkan. Es handelt sich nur darum, das für den Aufstand nötige Geld zu beschaffen. Serbien hat keins, hat nicht einmal für sich selbst genug.“

„Dasselbe habe ich auch gesagt,“ rief Spavaitovich.

„Nun, Excellenz, wie denken Sie über diesen Punkt?“ wandte sich Ray an den englischen Gesandten.

„Ueber welchen Punkt, Durchlaucht, über den Aufstand oder das Geld?“

„Ueber beides.“

„Ich habe meine Ansicht schon geäußert. Ich halte die Idee eines Aufstandes für exzellent und bin auch betreffs des Geldpunktes in der Lage, die serbische Regierung unterstützen zu können. Allerdings, meine serbischen Freunde werden mir verzeihen, wenn ich offen spreche. Das Balkanomitee hat mir erst gestern mitgeteilt, daß es mir mittels eines Kuriers zwei Millionen Pfund in Schecks, zahlbar in London und Paris, übersandt habe.“

„Großartig!“ murmelte Paschic und strich sich voller Freude seinen Patriarchenbart.

„Ja,“ fuhr Blackhead fort, „ich bin angewiesen, das Geld nur von Fall zu Fall auszusahlen.“

„Was soll das heißen?“ fuhr Spavaitovich auf, während Paschic plötzlich kampfhaft imaginäre Staubchen auf seinem Rock suchte und der grundebrliche Marolanowitsch verlegen den Blick zum Fenster hinauswandte.

Der Engländer, der seine Leute kannte, zuckte lächelnd die Achseln.

„Das heißt, Herr Sektionschef,“ entgegnete er seelenruhig, „daß mein Auftraggeber bis jetzt nicht die Ueberzeugung gewinnen konnte, daß das von unserer Regierung zur Verfügung gestellte Geld immer ganz — zweckmäßige Verwendung gefunden hat.“

„Wir brauchen sehr viel für Agitationszwecke!“ murmelte Spavaitovich, der selbst, ebenso wie sein Minister, reine Hände hatte, aber sich doch bemüßigt fühlte, seine Landsleute zu verteidigen.

„Ich bin weit entfernt davon,“ sprach der fürchterliche Blackhead weiter, „Ihnen meine Ratschläge aufdrängen zu wollen, aber ich halte es doch für empfehlenswert, meine Herren, wenn Sie sich von Fall zu Fall mit mir besprechen würden.“

Die Serben erwiderten nichts. Marolanowitsch und Spavaitovich machten ernste, verlegene Gesichter, während Paschic sich noch immer für seinen Rock interessierte, als ob ihn die Sache nichts angehe.

Damit war die Beratung zu Ende. Die Herren verabchiedeten sich von ihrer schönen Wirtin und verließen in abgemessenen Zwischenträumen das Haus. Nur Ray blieb zurück, ohne die Gräfin erst viel um Erlaubnis zu fragen.

Sie würdigte ihn keines Blickes, sondern gab den Dienern ihre Befehle, den Salon zu säubern. Sie selbst schritt in ihr Boudoir hinüber und setzte sich an das Piano, auf dem sie mechanisch ein paar Akkorde griff. Ray schlich ihr lautlos nach und blieb an der Portiere stehen, von wo aus er das schöne Weib mit zwiischen, immer gieriger werdenden Blicken betrachtete. Sie lehrte ihm den Rücken zu, aber jenes unbestimmte Gefühl, das man immer hat, wenn man von rückwärts angehaart wird, ließ sie sich umwenden.

In ihre dunkelblauen Augen schoß ein zorniges Leuchten, als sie den kleinen, abstoßenden Menschen dort stehen sah. Sein widerliches Saugesicht verzog sich zu einer höhnischen Grimasse, als er sich ihr jetzt näherte.

„Was wollen Sie noch hier?“ fragte sie in eisiger Ruhe.

„Sie wissen, Sie sind mir ekelhaft!“

Ray's Weinjen wurde noch breiter, noch lächerlicher.

„Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie nicht endlich einsehen wollen, daß es besser ist, sich mit mir zu vertragen?“

„Wenn Sie sich nicht entfernen, lasse ich Sie durch meinen Diener hinauswerfen!“

Der Fürst ließ sich behaglich in einen Sessel nieder, wie wenn sie ihm die größte Schmeichelei gesagt hätte.

„Wie wäre es,“ sprach er langsam und jedes Wort betonend, „wenn ich der Welt erzählen würde, wie man Witwe wird?“

Nicht eine Miene zuckte in ihrem schönen Gesicht, als die Gräfin darauf antwortete:

„Sie können ja Ihre Märchen aufstischen, wenn Sie wollen. Ich glaube, es ist kaum zweifelhaft, wenn man mehr Glauben schenken wird, mir oder Ihnen, der Sie ein notorischer Schurke sind!“

„Nah“ schneite in die Höhe, wie eine giftgeschwollene Schlange.

„Hüten Sie sich,“ zischte er. „Auch meine Geduld hat ihre Grenzen! Ich sage Ihnen, ich will Sie besitzen und werde Sie besitzen!“

„Ne!“ rief sie. „Eher töte ich mich!“

Sie war so schön in diesem Augenblick, daß der Fürst, von seiner Wier übermannt, auf sie zusprang und sie an sich reißen wollte. Ein kurzer Moment des Ringens, dann stieß sie ihn zurück, daß er taumelte und gefallen wäre, hätte er sich nicht am Klavier rechtzeitig gehalten.

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, drückte sie auf die Klingel. Ein Diener erschien.

„Seine Durchlaucht wünscht seinen Mantel und seinen Hut!“ befahl sie kurz.

Dann verschwand sie, ohne dem Gedeimütigten einen Blick zu schenken, in ihr Toilettezimmer.

4. Kapitel.

Hier erinnerte sie sich des Besuches, den sie noch zu erwarten hatte und der damit verbundenen Aufgabe. Sie lächelte.

Sie war im Grunde eine jener kalten Frauennaturen, die Leidenschaft erwecken, aber nur in den seltensten Fällen selbst empfinden. Von all den Männern, den jungen und alten, den reichen und armen, den gebildeten und rohen, die ihr zu Füßen gelegen, hatte keiner ihre Pulse schneller schlagen gemacht. Im Gegenteil, so etwas wie Verachtung empfand sie für sie, die alle wie Bettler zu ihr kamen, Ehre und Mannesstolz ihr als Opfer vor die Füße warfen. Selbst so ein Herrenmensch wie Nah wurde klein vor ihr und wuschelte um ihre Gnade. Denn was war sein Drohen anderes als ein kläglich Winseln?

Auch für den jungen, österreichischen Reiteroffizier hatte sie nicht mehr übrig als für die anderen. Seine gesunde, markige Art gefiel ihr wohl, seine wienerische Liebenswürdigkeit sagte ihr mehr zu als die überzuderte Höflichkeit der französischen oder die derb-brutale Vertraulichkeit der russischen Kavaliere, aber das war auch alles. Wenn sie an ihn dachte, geriet sie nicht in Aufregung, und wenn sie ihn nicht sah, verging sie absolut nicht vor Sehnsucht.

Sie war ihres Sieges über ihn ganz sicher. Mein Gott, Prinzen hatte sie vor sich auf den Knien liegen sehen — und dieser unbedeutende Offizier! Aber sie rüstete sich doch auf seinen Besuch. Die elegante rauschende Gesellschaftstoailette legte sie ab und schlüpfte in ein einfaches Hauskleid, dessen weicher, dünner Stoff sich schmeichelnd um ihre Formen legte, deren wollüstige Linien mehr enthüllend als verbergend. In den tiefen Ausschnitt steckte sie eine volle La-France-Rose, die das blendende Weiß ihrer Büste noch mehr hervorhob.

Zufrieden lächelnd nickte sie ihrem Spiegelbild zu.

„Ich glaube,“ sprach sie, „ich werde nach Sarajevo kommen!“

Ein Diener kam und meldete:

„Frau Gräfin, Herr Baron Lohusperg wünscht seine Aufmerksamkeit zu machen.“

Als sie vor Franz hintret und den Eindruck sah, den ihre Erscheinung auf ihn machte, huschte ein triumphierendes Lächeln über ihre Lippen. Sie schämte sich fast ihrer Aufgabe, so leicht schien sie ihr.

Der junge Offizier war einfach geblendet. Als er das schöne Weib vor sich stehen sah, bezaubernd, lächelnd, wie die Verheißung eines nahen Glücks, verwirrten sich seine Sinne. So hatte sie sich ihm nie gezeigt! Bis jetzt war sie ihm immer als Königin gegenübergetreten, die seine bescheidenen Huldigungen in Gnaden aufnahm; jetzt blühte die Rose an ihrer Brust ihm entgegen wie ein Versprechen. Trunken irrt sein Blick über ihre herrliche Gestalt.

„Sie sind schön, Frau Gräfin!“ stammelte er endlich, ohne selbst recht zu wissen, was er sagte.

„Ist das alles, was Sie mir mitzuteilen haben?“

lächelte sie. „Warum haben Sie mich so lange warten lassen?“

„Ich — ich war auf unserer Gesandtschaft — und da — da —“

„Und beim Wein haben Sie einfach mich vergessen, nicht wahr?“

Franz von Lohusperg, Oberleutnant in Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich altberühmten Pappenheim- Dragonerregiment, hatte ein Gefühl, als drehe sich die Erde um ihn herum, erst von links nach rechts, dann von rechts nach links, schließlich von unten nach oben und umgekehrt.

So hatte sie auch nie mit ihm gesprochen. Es war etwas unbeschreiblich Lockendes, Verführendes in ihrer Stimme, etwas, das ihm seinen klaren Verstand rauben wollte. Etwas, das sich um seinen Willen schlang und ihn fesselte, lähmte.

„Ich will Ihnen verzeihen!“ sprach sie weiter. „Kommen Sie, wir wollen uns in eine gemütliche Ecke setzen und bei einer Tasse Tee ein bißchen plaudern. Sie haben doch Zeit? Oder müssen Sie gleich wieder auf die Gesandtschaft?“

„Nein — ich habe Zeit!“ wiederholte er fast automatisch. Sie legte ihre kleine Hand auf seinen Arm und zog ihn in ihr Boudoir. Wie im Traum folgte er ihr und ließ sich von ihr in eine lauschige Ecke drücken. Noch immer im Bann, sah er ihr dann zu, wie sie die Rouleaux herabließ, das elektrische Licht andrehte, den Somavor entzündete und den Tee bereitete.

Kein Wort ward dabei zwischen ihnen gebrochen, aber von Zeit zu Zeit lachten ihre Augen zu ihm hinüber, der regungslos in seinem Fauteuil saß und mit brennenden Blicken den lautlosen Bewegungen dieses schlanken, geschmeidigen Frauenleibs folgte. So still war's in dem kleinen Raum, so weltverloren. Dazu durchwehte ihn ein leiser Duft von Maiglöckchen — Franz sah da und dachte an jene glühenden Märchen der „Tausendundeine Nacht“, in denen himmlisch schöne Peris verirrte Prinzen in ihr Feenschloß und ihre Liebe aufnehmen. War dieses Weib da vor ihm am Ende solch eine Fee?

Der Tee war fertig. Lächelnd hielt sie ihm die Tasse hin. Gehorsam nahm er sie, trank sie fast auf einen Zug leer und stellte sie wieder weg. Hätte sie ihm befohlen, den ganzen Somavor anzutrinken, er hätte das auch getan.

Blötzlich zuckte er, er wußte selbst nicht wie, in seinem Gehirn der Gedanke auf — sie will etwas von dir. Die Warnung seines Freundes Whisa bligte ihm durch den Kopf, sie will etwas von dir. Sie will etwas von dir, hämmerte es in seinen Schläfen.

Mühselig rang er mit sich selbst um Fassung. Er zwang sich, sie nicht anzusehen, die vor ihm auf einer kleinen Ottomane in halb liegender Stellung saß. In weichen Falten schmiegte sich der verräterische Stoff ihres Kleides um ihre Glieder; die Rose an ihrem Busen duftete und glühte. . . Und als sie sich nun zu ihm herüberbengte, ihre Hand auf die seine legend, mit den Augen die seinen suchend, da brach des armen Franz Widerstandskraft vollkommen zusammen.

„Woran denken Sie?“ fragte sie ihn leise und zärtlich.

Durch die breite Brust des jungen Mannes flog ein Zittern. Mit heiserem Ruf sprang er auf und warf sich vor ihr hin.

„Mach' mich nicht wahnsinnig!“ stöhnte er. „Du willst etwas von mir. Ich fühl's — ja — du willst mich zu irgend etwas verführen! Sag's gleich, gleich — wenn's sein muß, tu' ich ja alles, aber bring' mich nicht völlig um den Verstand!“

Und seiner selbst nicht mehr mächtig, wählte er sein heißes Gesicht in die Falten ihres Kleides.

Und sie lächelte. . . lächelte, ein kaltes verächtliches Lächeln des Triumphs! Auch dieser Mann da war bereit, um ihretwillen seine eigene Seligkeit zu verkaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Unteroffizier Nottebohm.

Von Martin Proskauer.

„Es ist prachtvoll, wie sich unsere Leute da draußen schlagen, die alten Landwehrlente wie die Jungen. Kurz bevor ich das Pech mit dem Arm hatte, bekam ich noch eine Schwadron Freiwilliger als Nachschub, die waren noch größere Draufgänger.“

Der Sprecher, ein großer hagerer Pusareumajor, rüdte den verwundeten Arm in der Blinde zurecht.

„Und was für Kerle drunter sind,“ fuhr er nachdenklich fort, „da sah ich einen Reiter — ich denke, das Gesicht kenne ich doch — frage ihn, da ist es Bengstein, der große Heldentenor mit der noch größeren Gage! Läuft hin und wird freiwilliger Reiter. Außerdem waren noch zwei Privatdozenten und über 50 Studenten da — alles freiwillig!“

Bei meiner Kompanie ist ein ganz berühmter Schriftsteller als Sanitär,“ bemerkte ein Hauptmann.

Ein Oberleutnant mit dem Eisernen Kreuz, der bisher schwelgend in der Ecke gezeihen hatte, lachte auf.

„Den komischen Kerl, glaube ich, Herr Major, hatten wir doch in unserem Regiment. Bei uns dient nämlich der Unteroffizier Willi Rottebohm.“

„Wer ist denn das?“ fragten die andern Offiziere. Der Oberleutnant lachte: „So heißt er nur in seinen Papieren, sonst nennt er sich der „uribele Rottebohm“!“

„Was? Der? Der bekannte Varietékomiiker? Der mit dem dicken Gesicht?“

„Genau derselbe. Und ist Unteroffizier der Reserve in der zweiten Kompanie unseres Regiments. Erst wußten wir — das heißt die Offiziere — gar nichts von seiner Anwesenheit. Aber eines Tages gehe ich durch das Quartier in einem belgischen Dorfe, da sehe ich einen dicken Haufen Soldaten und höre brüllendes Geschrei. Ich trete näher, man macht mir Platz, da sitzt ein dicker Unteroffizier auf einer Lonne und singt ein blödsinniges Lied auf die Engländer, aber so komisch, mit so einem drohigen Gesicht, daß ich auch lachen muß. Das war meine erste persönliche Bekanntschaft mit Herrn Willi Rottebohm. Jetzt fiel er mir öfter auf, aber nicht immer angenehm. Zuerst ging es ja. Bei den Gewaltmärschen, die wir machen mußten, war er immer vornean, immer fidel, wenn ihm auch der Schweiß über sein dickes Gesicht lief — und machte seine Märschen. So heiterte er wenigstens die Leute auf. Besonders einen Singsang hatte er, da bogen sich die Leute vor Lachen. Als Reizain ging es immer:

„Kinder, kommt, die Reise hat
Uns ja nicht gekostet,
Kinder haut den Englischmann,
Bis sein Roßbeef rohet!“

Sehr geistvoll war es nicht, aber sein Gesicht glänzte wie lauter Butterkugeln; und die Kerle wollten sich tollachen. Allmählich wurde es aber zu viel. Herr Rottebohm schien die kaiserlich deutsche Armee für sein Publikum zu halten, und sein Mundwerk stand nie still. Ich habe ihn auch gehörig angepöffen, aber dann machte er ein so zerkümmertes Gesicht, die blanken Auglein verfanen in lauter kummervollen Spedialten, daß man sich umbrechen mußte, um nicht laut zu lachen.

Ich machte den Feldwebel auf den Unteroffizier Rottebohm aufmerksam, da sagte er: „Zu Befehl, Herr Oberleutnant, ich weiß schon. Aber wenn ich den Kopf wegdrehe, dann macht er meine Stimme nach, daß ich denken könnte, ich bin's selber!“

Also der uribele Rottebohm spielte weiter. Einmal kam ich von hinten an die Marschkolonne heran, da hörte ich das Lied:

„Kinder, haut den Englischmann,
Bis sein Roßbeef rohet!“

aber mit meiner eigenen Stimme, einfach täuschend nachgemacht. Von wem? Natürlich von Herrn Rottebohm. Ich war wütend und lief gleich zum Major. Der sagte zu mir: „Sie sind nicht ernst genug!“, und ließ sich den fideles Rottebohm kommen.

Ein Jammerbildel erschien, den Sped in Trauerfalten gelegt, das linke Auge verblüht, das rechte verguldet. Er knallte vor dem Major die Abzüge zusammen, daß er schwappte. „Ob er den Ansum nicht lassen konnte?“ — „Zu Befehl, Herr Major, es ist angeboren, ich kann nichts dafür,“ sagte Rottebohm mit Jammerstimme, daß man vor Vergnügen hätte aufkreischen können, „ich sehe so aus!“

„Aber Sie können sich doch zusammenehmen, Unteroffizier!“ mahnte der Major.

„Zu Befehl, aber es geht nicht, Herr Major,“ sagte Rottebohm trennherzig und sah ihn so recht mit der strahlenden Dreizehner an. Wie ich heiraten wollte und meiner Frau einen Antrag machte, fing sie an zu lachen und schrie, so ginge es nicht, es wäre zu komisch. Ich sollte es schriftlich machen!“

Dabei brachte er die ganze Geschichte mit des Majors eigener heiserer Stimme, aber in so jämmerlichem Ton heraus, als ob es ein Malheur gegeben hätte!“

Die anderen Offiziere lachten.

„Na, und weiter?“

Der Oberleutnant fuhr fort:

„Na, der Major drehte sich — schwubs — um und sagte: „Es ist gut, Sie können abtreten!“ Dabei suchten seine Schultern vor verhaltenem Lachen. Am Abend darauf kamen wir in die Front. Eine Nacht und einen Tag in Rejerbestellung — über uns plakten die ersten Granaten, da wurden die Kerls still. Rottebohm auch. Am nächsten Morgen kamen wir in die Schützenlinien. Später raus — Gräben ausheben — Unterstände bauen — na, Sie kennen das ja zur Genüge selbst. Vor uns stand französische Infanterie und hauptsächlich englische Artillerie, die aber merkwürdig still war. So lagen wir in den Schützengräben. Es regnete, die Feldblinde kam unregelmäßig, kurzum, das rechte Glied der Untätigkeit mit stetem auf-dem-Posten-sein ging uns

an. Mit einem Male fing der Feind an loszuknallen. Die Brüder hatten wohl erst Reserve nachgezogen, jedenfalls war es ein mächtiger Angriff auf der ganzen Front. Unsere Linie war ziemlich dünn, neblig war es auch, und gerade als die feindliche Artillerie sich so recht eingeschossen hatte und die Granaten unice schönen Unterstände zertrümmten, verloren wir den Anschluß nach links — wir waren rechte Flügelspitze — und lagen nun schön da. Es war ekelhaft, meine Herren. Keine 30 Schritt weit Sicht im Nebel, dazu der Feind, der uns so richtig eingegabelt hatte, es sah scheußlich bei uns aus. Ich denke gerade, ob uns die Engländer vielleicht umgehen wollen, da plagt ein Schrapnell über dem Bataillonsstab — der Major und zwei Hauptleute hin!

So ein Bed — und dabei auf exponiertem Posten! Im ersten Augenblick waren wir alle still, die Leute wärten instinktiv die Unsicherheit. Die nächsten hörten zu schießen auf und schielten nach den toten Offizieren. Man fühlte deutlich die stumme Frage: Sollen wir nicht zurück? Ich sah mich nach dem andern Hauptmann um, der hatte aber auch gerade seinen Schuß bekommen — und wollte einen Entschluß fassen. Da höre ich links von mir etwas krähen, heiser, die Stimme des Majors:

„Pflanz das Bajonett auf! Zum Sturm, marsch, marsch, hurrah!“ Ich sehe den uribelen Rottebohm, das Bajonett in den Händen, raus aus dem Graben springen. Die andern Kerle auch, ich ziehe den Degen, spüre einen Schlag gegen den Arm, sehe gar nicht hin und los — marsch, marsch, hurrah!

War alle rein in den Nebel. Na, also kurz! Raum 200 Meter nach vorn ist der Feind, englische Territorials im Schützengraben, hopps rein und mit dem Bajonett leergefegt! Weiter! Da ein Geschütz — zwei — eine Batterie, französische leichte 75-Millimeter — weg mit der Mannschaft. Plötzlich sind keine Feinde mehr da. Gleichzeitig kommt ein Windstoß, der Nebel hebt sich, und wir sehen, daß links von uns unsere ganze Front im Sturm vorgeht, wir am weitesten vorn, und der Feind läuft — aber wie!“

Der Oberleutnant machte eine Pause.

„Am Abend hörten wir dann aus dem Brigadebefehl, daß das erste Bataillon — also wir — den Umgehungsversuch des Feindes rechtzeitig bemerkt und durch Sturmangriff glänzend abgewiesen hätten. Gleichzeitig wurde ich aufgefordert, Mannschaften für das Eisene Kreuz zu benennen. Ich suchte etwa 12 Mann aus, darunter Rottebohm. Leider konnte ich nicht als Grund für ihn, wie ich gern gewollt hätte, angeben: Weil er im kritischen Moment die Stimme seines gefallenen Majors nachmachte!“

Neue amerikanische Erinnerungen an Kaiser Wilhelm und seine Familie.

In New York ist jüngst unter dem Titel „Erinnerungen an den kaiserlichen Hof“ ein Buch erschienen, dessen Verfasserin, Anna Toppan, erzählt, was sie vor etwa 13 Jahren am Berliner Hofe als Lehrerin der Prinzessin Viktoria Luise erlebt hat. Hieraus teilt eine New Yorker Zeitschrift einige Abschnitte mit. Den ersten Eindruck, den Kaiser Wilhelm auf die Verfasserin machte, schildert sie folgendermaßen: „Seine blauen Augen sehen mich mit dem bezeichnenden, durchdringenden, munteren, beinahe spöttischen Blicke an. Sie bilden einen fast zu starken Gegensatz zu seinem sonnenverbrannten Gesicht. Meine Hand wird umfaßt und herzlich, beinahe schmerzhaft gedrückt, und ein paar kurze, scharfe Fragen werden mir vorgelegt.“ Von der Kaiserin erfährt man den ersten Eindruck folgendermaßen: „Die Kaiserin sitzt auf einem Sofa und empfängt mich mit einem freundlichen, gewinnenden Lächeln und einem Blick, der verrät, daß sie selber eine geringe Verlegenheit empfindet. Bald aber finde ich mich im gemütlichen Gespräch in einem Stuhl sitzend und spreche ganz gemütlich mit einer Mutter über ihre kleine Tochter. Alles geht ganz einfach und gerade zu.“ Hierzu fügt Anna Toppan außerhalb des Zusammenhanges hinzu: „Ihre Hauptberufung ist das Reiten. Jeden Tag macht sie, wenn es möglich ist, einen stotten Galopp. Ihre Lektüre besteht hauptsächlich in historischen Memoirenwerken.“ Hieraus kommt Prinzessin Viktoria Luise, „ein Wildfang“, an die Reihe: „Plötzlich taucht der schlichte Blondkopf eines Mädchens von etwa 9 Jahren auf, das ein einfaches, helles, gestärktes Matrosenkleid mit blauem Kragen und einem Strohhut trägt. Ihr Tageslauf beginnt um 1/8 mit dem Frühstück. Um 8 Uhr fängt der Unterricht an. Bis zum 17. Lebensjahr hat sie ein Taschengeld von 5 Mark im Monat. Seine (des Kaisers) Tochter unterhält sich zuweilen mit dem Schuljungenreich — sie ist ziemlich jungenshaft — mit Mund und Baden das Anallen eines Champagnerkorkens und das gluckende Einfließen des Weines nachzuahmen.“ „Von wem hast du denn das gelernt? Das ist gar nicht labilste.“ — „Von Papa. Er kann es ausgedröhnet.“

Es folgt ein Bild von Kaiser Wilhelm, das auch zum Teil wiedergegeben sein mag, obwohl es neben gewiß richtigen Beobachtungen manches Schiefgeübene und Falsche enthält. Als wesentlicher Zug wird die „überströmende Lebenskraft“ hingestellt: der Kaiser ist körperlich wie geistig immer in solchem Grade munter und kräftig, daß er in gewissem Grade zuweilen seine Umgebung ermüdet. „Männer ändern sich oft, zum Besseren oder Schlechteren, wenn sie dem Auge der Desentitätlichkeit entzogen sind, aber der

Kaiser bleibt fast immer derselbe. Sein Weisen ist zu Hause ebenso gewinnend wie in der Öffentlichkeit, aber zuweilen auch aufreizend. Er fällt leicht seiner Umgebung auf die Nerven. Es gibt keinen lebhafteren Mann in der Welt, als den Hof des Kaisers. Leute, die sich zur Ruhe setzen und ihre Bescheidenheit haben wollen, mag er nicht. Er liebt es, alles in Bewegung zu halten, dagegen mag er nicht das Langweilige, das Gewöhnliche, das ewige Einerlei der Dinge. Die Verfasserin kommt dann auf seinen Scharfsinn, seine Vielseitigkeit, sein erstaunliches Gedächtnis für Tatsachen, erzählt weiter, er habe große Schwierigkeiten vor Anfertigung mit Schnupfen und kommt dann auf seine Leutseligkeit (common touch): „Er versteht mit armen Leuten und Arbeitern zu sprechen, ohne daß er sich herabzulassen scheint; er nimmt vollkommen ungezwungen und rücksichtslos Anteil an ihren Angelegenheiten und hat offenbar den Wunsch, wirklich von anderer Leute Lebensweise unterrichtet zu werden. Es ist nicht Oberflächlichkeit.“

Vermischtes.

• Die drahtlose Telegraphie als Wetterprophet. Man hat schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß das Telephon, das mit einer Anlage für drahtlose Telegraphie verbunden wird, das Herannahen eines Sturmes verkünden kann. Ein Meteorologe hat nun, wie die *Leibuna* berichtet, nachgewiesen, daß jede Veränderung des Wetters, sie mag groß oder klein sein, von charakteristischen elektrischen Störungen begleitet ist, die auf einen Apparat für drahtlose Telegraphie auch aus der Ferne wirken und deutlich unterscheidene Töne in einem mit ihm verbundenen Fernsprechapparat hervorrufen. So wird jede Veränderung des Wetters von dem Fernsprecher angefündigt und ein erfahrener Hörer kann ohne weiteres die Tongruppen unterscheiden, die eine Kältewelle oder Nebel, die heranziehen, anfündigen. Diese Töne, die durch Störungen oder elektrische Wellen, die nebenher gehen, hervorgerufen werden, begleiten alle Haupterscheinungen der Atmosphäre und sind nach Zahl, Art, Stärke und Gruppierung verschieden. Und diese Wellen können von ihrem Ursprung an über ein sehr weites Gebiet von den Aufnahmeapparaten der drahtlosen Telegraphiestationen angezeigt werden. So leistet die Telegraphie ohne Draht einen ganz unerwarteten Dienst: sie erlaubt den elektrischen Zustand der Atmosphäre zu beobachten und wichtige Anhaltspunkte für die Wettervorhersage zu empfangen. Der Meteorologe hat diese Wellen der Atmosphäre ein Jahr lang genau studiert und war überrascht von ihrer Mannigfaltigkeit, aber auch von den besonderen Merkmalen, die sie je nach der Natur der atmosphärischen Störungen, die sie begleiten oder die ihr vorausgehen, annehmen. Das Herannahen des Sturmes, der Kälte, des Regens wird in den telephonischen Aufnahmeapparaten einer Station für drahtlose Telegraphie durch leicht erkennbare Zeichen angefündigt. Eine Folge von trockenen und starken Geräuschen zeigt den bevorstehenden Sturm an; wenn die Geräusche heftiger werden, so heißt das, daß der Sturm näher kommt; werden sie weniger häufiger, so entfernt er sich. Eine vorübergehende Pappelwolke ruft in den Empfängern ein leichtes Knistern hervor. Eine Folge von harten Schlägen, die deutlich von einander unterschieden sind, zeigt das Sinken der Temperatur an. So unterscheidet man elektrische Erscheinungen von allen Stärkengraden und von der verschiedensten Länge, wie es auch eine unendliche Fülle von meteorologischen Erscheinungen gibt.

• Gladstone und der Kaukasus. Eine lustige Geschichte von Gladstone erzählt Sir Robert Herbert in einem soeben erschienenen Buche: „Gladstone interessierte sich eine Zeit lang sehr für die Verhältnisse im Kaukasus. Ich hatte einen Freund, Hauptmann K., der lange in dieser Gegend gelebt hatte und soeben von dort zurückgekehrt war. Ich erwähnte dies Gladstone gegenüber, der sogleich freudig darum bat, daß ihn mein Freund besuchen sollte. Ich gab ihm also einen Einlassungsbrief an Gladstone. Einige Tage später traf ich Gladstone in der Parliament-Street. Er blieb stehen und sagte zu mir: „O, Sir Robert, ich bin Ihnen unendlich dankbar dafür, daß Sie mir einen so interessanten Mann zugesandt haben. Ihr Freund, Hauptmann K., weiß mehr vom Kaukasus, als irgend ein anderer, dem ich begegnet bin, und ich habe sehr viel von ihm gelernt.“ Wenige Minuten später traf ich Hauptmann K. „Sie haben ja auf Gladstone einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht,“ sagte ich zu ihm. „So, habe ich?“ fragte er. „Gewiß“, entgegnete ich, „er sagt, Sie wüßten mehr vom Kaukasus als jeder andere, und er habe sehr viel von Ihnen gelernt.“ „Das ist aber seltsam,“ meinte der Hauptmann lopschüttelnd: „Ich bin dreiviertel Stunden lang bei ihm gewesen und habe während der ganzen Zeit nur drei Sätze gesprochen.“

• Der Juaven-Sergeant. In einem Gefangenenlager in Teusschland werden ein paar Hundert Juaven festgehalten. Unter ihnen ist ein bejahrter, wattergebrannter Sergeant. Ueber seine niedrige Stirn läuft eine breite Narbe und auf seiner rechten Gesichtshälfte zucken die Nerven neuralgisch. Der Mann hat schon etwas hinter sich: alle Lebensschancen sind abflüßig. Daß neugierig, halb teilnahmsvoll tritt der Dolmetscher an ihn heran und reicht ihm eine Zigarette. Wieviel greift der Franzose danach und es ent-

wickelt sich ein Gespräch: „Was waren Sie früher in Ihrem Blutsberuf?“ fragt der Dolmetscher so nebenbei. Da lachte der alte Sergeant halb auf und betastet lieblos die Zigarette. Dann sagte er: „Augenblicklich bin ich in meinem Blutsleben ein berühmter Damenschneider, vorher war ich Tierarzt, früher Universitätslehrer und noch vorher Automobilfabrikant!“ Gestimmt sah der Dolmetscher ihn an. „Ja,“ bestätigte der Juaven-Sergeant und blies behaglich ein paar blaue Wölken in die Luft, „das ist nun mal so bei uns im schönen Frankreich.“ Und er leuchtete leise. Dann erzählte er: „Als ich eine Reihe von Jahren Soldat gewesen war und mir den Sturz dreier Erdteile hatte um die Nase wehen lassen, diente ich nur noch als Ersatzmann. Nämlich,“ berichtete er weiter, „seine Herren bei uns drücken sich vom Militärdienst. Bei ihren Beziehungen ist ihnen das sehr leicht. Sie zahlen ein hübsches Sümmechen und stellen einen Ersatzmann. Dann sind sie aller Sorgen ledig. Und ein solcher Ersatzmann war ich. Erst diente ich für einen Automobilhändler, dann für einen Unversitätslehrer, schließlich für einen Tierarzt, und jetzt stehe ich für einen Damenschneider in der Liste. Ja, das Geld!“ murmelte er leise. „Wenn ich reich gewesen wäre, hätte ich mir auch einen Ersatzmann gekauft!“ . . . Es geht doch nichts über das französische „Volf in Waffen“.

Büchertisch.

— Die „Tageschronik des Weltkrieges“, Verlag von Heinrich Hugendubel in München, ist eine Zusammenstellung der Kriegsergebnisse jedes einzelnen Tages in ganz kurzen Merkwörtern. Das neulich erschienene erste Heft umfaßt die Monate August, September, Oktober. In ihrer knappen Kürze und Handlichkeit, zumal bei dem billigen Preis von nur 20 Bfg. ist die „Tageschronik“ nicht nur unsern Soldaten im Feld zu empfehlen, sondern auch jedermann als Merkwürdiges.

— Kriegsnummer 17 der „Illustrierten Zeitung“ (Verlag F. F. Weber, Leipzig). Von neuem stehen wir unter dem Eindrucke gewaltiger Erfolge unserer Truppen im Osten. Tausende und Abertausende jubeln dem großen Führer von Hindenburg zu und so findet die ganzseitige Aufnahme Hindenburgs mit seinem Stabe, auf der ersten Seite der vorliegenden neuesten Kriegsnummer, allgemeines Interesse. In einer doppelseitigen, überaus anschaulich ausgeführten Abbildung zeigt uns W. Gause nach Berichten von Augenzeugen, wie eine russische Kolonne in einem Walde beim Vordringen gegen die österreichische Festung Brzenyß auf eine Plattermine gerät, wobei zahlreiche Feinde den Tod finden. — Auch sonst enthält die Nummer noch manches anschauliche Bild vom östlichen Kriegsschauplatz, so z. B. von Professor Max Rabes „Ein Gottesdienst in der verwüsteten Kirche zu Ynd“ und von Wilhelm Brandes „Die Russen auf der Flucht nach dem deutschen Sieg bei Wloclawec“. Zahlreiche photographische Aufnahmen wissen uns ferner manche interessante Einzelheit von der deutsch-russischen und österr.-ungar.-russisch. Grenze zu erzählen. — Zu den westlichen Kriegsschauplätzen führt uns zunächst Felix Schwormstadt, der altbekannte Sonderzeichner der „Illustrierten Zeitung“, durch ein packendes Bild „Ein Nachtgefecht“ im Ueberschwemmungsgebiet bei Neuport. Es folgt „Am Morgen nach der Schlacht bei Varennes in den Argonnen, in der die Arme des deutschen Kronprinzen siegreich war“ von dem bei der Kronprinzen-Arme befindlichen Kunstmaler Adolf Ost, ferner „Das Gefecht an einem Eisenbahndamm bei Chaulnes am 23. Oktober“ nach einer Bleistiftskizze eines am Kampfe Beteiligten, gezeichnet von Professor Wilhelm Barth. — Auch vom westlichen Kriegsschauplatz enthält die Nummer außer anderem noch mehrere Photographien. — An Aufsätzen nennen wir: „Die Mittelmächte Belgiens am Weltkrieg“ von Professor Dr. E. Tacnell, „Die wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges“ von Dr. Alfred Krichlo, „Luftschiffe und Flugzeuge im Feldzuge 1914“ von Generalmajor z. D. Meyer, „Deutschlands chemische Industrie und der Weltkrieg“ von Professor Dr. S. Grohmann. (Preis jeder Nummer 1 Mark, Vierteljahresabonnement M. 8.50.)

Scherzrätsel.

Einen langen, scharfen Schnabel
Und zwei hohle runde Augen,
Nicht ein Untier aus der Fabel,
Rein: zur Arbeit muß es taugen,

Weiß bei Frau'n sich einzunisten,
Täglich lehrt es die Erfahrung,
Und bei manchen Journalisten
Gibt das Raubtier geist'ge Nahrung.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:

Wenn Jedem laut geschähe,
Was Iß' er andern tut,
Es ginge Vielen wehe,
Und ginge Wen'gen gut.